

nur lauter kleine, harmlose Erscheinungen in der Hand. Man denke sich etwa, jemand sage uns: „Dieses fürchterliche Weib beherrscht mich ganz!“ Wie wird das im Leben aussehen? Es wird sich in lauter winzigen Zeichen äußern: der Mann wird diesem Weib zuliebe seine Sympathien verleugnen, seine Antipathien bezwingen, er wird eine Suppe essen, die er eigentlich nicht mag, er wird keine Cigarren mehr rauchen, er wird die Romane lesen, die ihr gefallen. Wo ist da eigentlich das Schreckliche? Es ist doch nicht so schrecklich, eine Suppe zu essen, die man nicht mag; kein Detail dieser Herrschaft ist schrecklich. Aber im ganzen geben sie dem Manne ein Gefühl, das schrecklich ist. Wie soll man das nun auf der Bühne darstellen? Indem wir alle Details nach dem Leben minutiös copieren, sagen manche; dann werden sie sich auf der Bühne genau so zu einem schrecklichen Gefühl summieren, wie im Leben. Nun, im Leben dauern solche Sachen jahrelang, auf der Bühne sollen wir sie in drei Stunden erledigen. Wir haben nicht die Zeit, wir haben nicht den Raum. Und hätten wir sie, so würde es uns noch immer nichts helfen, weil das Detail für den Beherrschten erst dadurch schrecklich wird, daß er in ihm die unsichtbare Herrschaft ahnt. Nein, durch Nachahmung des äußeren Lebens werden wir niemals seine inneren Mächte darstellen können. Wir müssen es anders versuchen. Wie wäre es, wenn wir, statt die kleinen Züge darzustellen, an welchen jener Mann nach und nach zu seinem schrecklichen Gefühl kommt, lieber gleich dieses Gefühl selbst in einem Bilde darzustellen versuchten? Hören wir doch den Mann an, wenn er sich über das Weib beklagt! Er wird nicht sagen: ich habe das schreckliche Gefühl, eine Suppe essen zu müssen, die ich nicht mag. Er wird vielmehr sagen: „haltet mich nicht für kindisch, ich weiß auch, daß es schließlich kein solches Unglück ist, einmal eine Suppe zu essen, die man nicht mag, aber ich habe dabei, darin ist das Furchtbare, ich habe dabei ein Gefühl, als ob —!“ Und nun wird er irgend ein Bild gebrauchen. Folgen wir ihm doch! Bringen wir nicht die unangenehme Suppe auf die Bühne, sondern stellen wir gleich jenes „Gefühl, als ob“ in einem Bilde dar. Dies muß ein Bild sein, das uns jenes Gefühl erkennen läßt. Porträtieren wir nicht die Dinge, die einem begegnen; nein, porträtieren wir die Gefühle, die er dabei hat: geben wir ihnen eine sinnliche Gestalt. Solche Porträts werden nicht wirklich sein; es kommt auch nur darauf an, daß sie wahr sind. Es kommt darauf an, daß an ihnen jeder sein Gefühl erkennen kann. In unserem Falle also: lassen wir die Suppe und die verbotenen Cigarren weg, aber geben wir jenem Weib einen Zauber, der es fähig macht, durch irgend ein Zeichen, etwa durch ein leises, zischendes Pfeifen von geheimer Kraft, den Mann zu bezwingen. Dann wird jeder aufschreien, der jemals dasselbe gespürt hat: „Ja, das bin ich — so ist mir oft gewesen.“ Und das ist es, was wir auf der Bühne wollen. Wir wollen gar nicht die Mittel sehen, die die verborgenen Mächte gebrauchen, um uns zu führen; die sehen wir ja täglich im Leben. Nein, das ist es gar nicht, was wir wollen. Wir wollen tiefer, klarer, lebendiger als im Leben fühlen, „wie uns dabei ist“. Das lasse man uns in Bildern spüren — mögen sie nun Symbole oder Masken heißen.

Dieser Svengali ist nicht „wirklich“. Ein „wirklicher“ Mensch kann dämonisch sein, aber in den Pausen pflegt er zu essen und zu trinken. Svengali ist „das Dämonische an sich“, der Begriff des Dämonischen. Auch Trilby ist nicht wirklich: sie ist „die Unschuld“, ganz abstract. Und doch habe ich das Gefühl: ich kenne den Svengali, ich habe oft mit ihm gesprochen! Und ich habe das Gefühl, mit Trilby oft an einem Tisch gefessen zu sein. Weil Svengali nicht „ein Dämonischer“, sondern „der Dämonische“, weil Trilby nicht „eine Unschuldige“, sondern „die Unschuld“ ist. Das Stück stellt nun dar, wie „das Dämonische“ in dieser elenden Welt „die Unschuld“ zu Schanden macht. Wir werden an alte Legenden erinnert, wo auch nur „der Böse“, „die Jungfrau“ auftreten. Die gescheiten Leute lachen dann, weil es ja nur „Böse“ und „Jungfrauen“ gibt; „den Bösen“ und „die Jungfrau“, solche ewige Masken der zufälligen Erscheinungen haben wir, sagen sie, nie gesehen. Aber wer gelassen seine inneren Stimmen anhört, vernimmt vielleicht, daß das Leben doch noch gescheiter als die gescheiten Leute ist.

Will ich sagen, daß „Trilby“ das „Drama der Zukunft“ ist? Nein. Ich meine nur: wenn etwas auf einen ehrlichen Menschen wirkt, so soll er es nicht verleugnen, weil es nicht im „Büchel“ steht. Und dann meine ich auch, daß die großen Erneuerungen der Literatur noch niemals von den „literarischen“ Werken gekommen sind. Das soll uns behutsam machen und nachdenklich.

Sermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Seit dem Ball der Stadt Wien muß es auch dem verbohresten Liberalen klar geworden sein, daß es den Antisemiten gelungen ist, die liberale Partei mit ihrer Regierungskunst zu überlistigen. Es ist wohl wahr, daß einige Fragen, auf deren Lösung das „Volk von Wien“ mit Spannung wartet, auch unter dem antisemitischen Regime noch unerledigt geblieben sind. Die Steuern z. B., über deren Druck gerade die Antisemiten

einst am lebhaftesten klagten, sind auch unter der antisemitischen Herrschaft unvermindert geblieben. Das Elend der Armen ist nicht geringer geworden, die Ausbentung der Besitzlosen hat nicht abgenommen, die geschäftliche Depression ist nicht gemildert worden. Aber eine große sociale Frage hat die antisemitische Gemeindevertretung am letzten Montag im Rathhauseaal brillant gelöst: die communale Ballfrage. In Wien wird bekanntlich noch immer zu wenig devote Bücklinge gemacht. Um diese choreographische und byzantinologische Noth zu lindern, hat schon zu ihren Zeiten die liberale Partei den Ball der Stadt Wien erfunden. Das Verdienst der Priorität soll ihr deswegen auch nicht besritten werden. Der antisemitischen Partei gebürt aber das Verdienst, diese Erfindung noch wesentlich vervollkommenet, sie sozusagen ökonomischer gestaltet zu haben. Man hat am Montag im Rathhauseaal ebensoviel getanzt und ebensoviel Speichel geleckt wie in früheren Jahren, ohne daß dabei soviel wertvolles Menschenmaterial aufgewendet worden wäre wie zuvor.

Die liberalen Bürgermeister von ehemals glaubten nämlich wirklich „ganz Wien“ auf den Ball vereinigen zu müssen, und zwangen die beschäftigtesten Menschen aus allen Arbeitsgebieten der Industrie, des Handels, der Finanz, der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur, ihre kostbare Zeit in der betreffenden Nacht im Rathhauseaal todzuschlagen. Diesen enormen Kräfteaufwand hat die antisemitische Bürgermeisterei zu vermeiden verstanden. Was Namen und Bedeutung hat auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und geistigen Thätigkeit des Bürgerthums ist diesmal so ziemlich vollzählig von den Strapazen der Ballnacht verschont geblieben und konnte sich zuhause ruhig erquickenden Schlafes erfreuen. Die paar namhaften Leute, die sich auf den Ball verirrt hatten, erwiesen sich bald als überflüssig. Die antisemitische Gemeindevertretung verstand es, im Rathhauseaal die betreffenden Berufsclassen durch minder hervorragende Repräsentanten markieren zu lassen. So war z. B. die Industrie durch Herrn G.-N. Bärtl, den Handschuhmacher, und Herrn G.-N. Kubik, den Kleidermacher, ausreichend angedeutet; der Handel durch G.-N. Gregorig, den Pfadler, und G.-N. Schwarzmayr, den Eierhändler; die Finanz durch G.-N. Graba, den Sparcasse-Beamten a. D.; das Verkehrswesen durch G.-N. Schrabauer, den Lohmwagenbesitzer; die Wissenschaft durch Bürgermeister Strobach, den Lehrmittelhändler; die höhere Cultur im allgemeinen — frei nach Liebig — durch G.-N. Wieder, den Seifenfieder; die Musik durch G.-N. Wimberger, den Besitzer des gleichnamigen Etablissements; die Literatur durch die G.-N. Bergani vom „Deutschen Volksblatt“ und Bühner von der „Deutschen Zeitung“; die bildende Kunst durch G.-N. Costenoble, den Bildhauer; und das Theater durch Herrn Dr. Rueger selbst. Es war der echte und rechte Ball der großen Kleinstadt Wien.

Graf Badeni und Graf Soluchowski sollen sich auf diesem Ball in sehr „anregender“ Weise unterhalten haben. Sie fanden in Herrn Strobach einen congenialen Unterredner, mit dem sie ihre Gedanken über den Lauf der Welt in der inneren wie der äußeren Politik austauschen konnten.

Auf dem Gebiete der Ballberichte hat nun endlich das „Deutsche Volksblatt“ selbst das Szeps'sche „Tagblatt“ überflügelt.

Die antisemitische Partei zählt die besten Agitatoren zu ihren Mitgliedern. Dr. Rueger ist der beste Agitator für den Antisemitismus, die Herren Bergani, Tomola und Dr. Gebmann dagegen sind die besten Agitatoren für die Socialdemokratie.

Fronie der orientalischen Frage: Noch in der vorigen Woche hat Graf Soluchowski erklärt, daß die Tagung der Delegationen vom Sommer auf den Herbst verschoben werden müsse, weil, wie er mit apodiktischer Sicherheit voraussetzte, im Sommer der Kummel in Kreta losgehen würde — und, siehe da! schon in dieser Woche bricht der Kummel auf Kreta aus und widerlegt die Voraussicht des Grafen Soluchowski. Wenn Graf Soluchowski seine Ansicht über Kreta noch eine Woche wenigstens für sich behalten hätte, wäre er ein großer Diplomat geblieben.

Jetzt soll in Wien auch ein Volksbildungscurs für die lateinische Sprache eingerichtet werden. Das ist das einzige, was den guten Wienern noch zum antiken Römerthum fehlt.

Die allseits wohlinformierte „Reichswehr“ schreibt letzten Samstag:

„Es ist in unserem Gesetze so böse eingerichtet, daß die Verleihung des Doctortitels nur dann einen Wert hat, wenn sie mit Hut und Ring erfolgt.“

Im allgemeinen wird bekanntlich der Doctortitel lediglich durch ein für den Trödler völlig wertloses Doctordiplom verliehen. Das „böse Gesetz“, daß der Doctortitel nur dann Wert haben soll, wenn Einem mit ihm auch gleichzeitig einige wertvolle Gegenstände wie ein Hut und ein Ring gegeben werden, ist offenbar bloß ein Hausgesetz der „Reichswehr“, durch dessen nunmehr erfolgte Kundmachung die Thatsache vollständig erklärt wird, daß die Redacteurs der „Reichswehr“ vorahneend schon in jungen Jahren keinen besonderen „Wert“ darauf gelegt haben, den hut- und ringlosen Doctortitel zu erwerben.

Der Eisenbahnminister Herr v. Guttenberg ließ jüngst einen in einem Wiener Blatt erschienenen Artikel „Eine hoshafte Excellenz“ dementieren. Das ist endlich in der Aera Badeni ein amtliches Dementi, an das man glauben kann. Denn es ist in der That unwahr, daß Herr v. Guttenberg eine hoshafte Excellenz ist. Wahr ist vielmehr, daß Herr v. Guttenberg die gutmüthigste Excellenz von der Welt ist.